

Inklusion und Intersektionalität in institutionellen Bildungskontexten

Meike Penkwitt, Sina-Mareen Köhler, Anne Schlüter

Sie werden als Paradigmen gefeiert, aber auch als Modeworte kritisiert: ‚Inklusion‘ und ‚Intersektionalität‘ gewinnen als Konzepte seit Jahren an Bedeutung, auch in der Erziehungswissenschaft.

Dabei geht es um mehr als eine theoretische und methodologische Analyseperspektive. Beide Konzepte sind vielmehr mit politischen Ansprüchen verbunden. ‚Inklusion‘ ist aus der Perspektive der inklusiven Pädagogik (im Gegensatz etwa zur Verwendung des Begriffs bei Niklas Luhmann) sogar primär ein politischer Terminus, der, mit einer normativen gesellschaftspolitischen Zielsetzung verbunden, den Status eines Menschenrechts besitzt. Auf dieser Basis impliziert ‚Inklusion‘ den Anspruch, Schule – und damit Bildung – neu zu denken. Auch der Begriff ‚Intersektionalität‘ ist, zumindest in seinen Ursprüngen, nicht von politischen Zielsetzungen zu trennen. Dass eine ungleichheitskritische Perspektive konstitutiv ist, gilt darum als ‚Mindeststandard‘.

Doch auch darüber hinaus weisen die beiden Konzepte inhaltlich erstaunliche Gemeinsamkeiten auf: Sowohl für den Begriff ‚Intersektionalität‘, der aus dem Kontext des angloamerikanischen Black Feminism und der Critical Race Theory stammt, als auch für den ‚weiten‘ Inklusionsbegriff, der den ursprünglich mit dem Konzept ‚Inklusion‘ verknüpften Ideen und Zielsetzungen (so z. B. in der Salamanca-Erklärung der UNESCO) gerechter wird als ein auf ‚Förderschwerpunkte‘ bzw. ‚Behinderungen‘ verengter Inklusionsbegriff, ist es essenziell, unterschiedliche Heterogenitätsdimensionen einzubeziehen, anstatt lediglich auf eine einzelne Differenzlinie zu fokussieren. Die für das Konzept ‚Intersektionalität‘ darüber hinaus konstitutive Verabschiedung von einer additiven Sichtweise auf mehrere Ungleichheitsdimensionen erscheint dabei auch im Zusammenhang mit ‚Inklusion‘ als gewinnbringend: Nicht nur für die Diagnose des sonderpädagogischen Förderschwerpunkts ‚emotionale und soziale Entwicklung‘ oder auch ‚Lernen‘ ist eine Interdependenz der Kategorie ‚(Dis-)Ability‘¹ mit den (Struktur-)Kategorien ‚sozioökonomischer Hintergrund/Milieu‘, ‚Zuwanderungsgeschichte/Migration‘ und auch ‚Geschlecht/Sexualität‘ zumindest oftmals charakteristisch. Und schließlich geht es im Zusammenhang mit beiden Konzepten jeweils um eine Auseinandersetzung mit Aus- und Einschlüssen, um eine Reflexion von Prozessen der Normierung und der Veränderung (im Sinne von Gayatri Spivaks Konzept des Otherings), um die Problematisierung von etikettierenden, essentialisierenden und oftmals stigmatisierenden Kategorisierungen sowie um die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Ungleichheit und eine Kritik an Machtverhältnissen.

In ihrer Parallelität und sogar Aufeinanderbezogenheit sind die Konzepte bisher noch unzulänglich erforscht und theoretisch durchdrungen. So liegen nur wenige Publikationen vor, die tatsächlich beide Begriffe im Titel führen.

1 Im Deutschen gibt es für diese Kategorie keinen ‚neutralen‘ Überbegriff, weshalb wir hier den englischen Ausdruck verwenden.

Das Themenheft zielt darauf ab, Impulse für die vertiefte Bearbeitung dieser Fragestellungen zu liefern und dadurch neue Diskurse anzustoßen. Der Fokus der Beiträge im Heftschwerpunkt liegt dabei zum einen auf theoretischen Reflexionen über Verbindungen und Parallelen zwischen den beiden Konzepten, vor allem im Zusammenhang mit Bildung, Lernen und Erziehung. Zum anderen widmen sich empirische Untersuchungen den Überschneidungen und Interdependenzen von Ungleichheitsdimensionen.

Ulrike Schildmann und *Sabrina Schramme* sehen eine ganze Reihe bereichernder Verknüpfungsmöglichkeiten. So ermögliche die in intersektionalen Ansätzen zentrale Thematisierung historisch gewordener struktureller Ungleichheiten eine theoretische Fundierung für den im Rahmen von Inklusion erforderlichen reflektierten Umgang mit Heterogenität. Fruchtbare Parallelen sehen sie in einer kritischen Reflexion von Normalität, die insbesondere auch für die Disability Studies zentral ist. Aus den Queer Studies könne die Inklusionsforschung darüber hinaus eine verstärkte Aufmerksamkeit für die Kategorie Sexualität übernehmen. Gewinnbringende Parallelen ergäben sich auch durch neuere Arbeiten, in denen die Subjektivität Betroffener in den Fokus gerückt wird. Die Intersektionalitätsforschung gewinne ihrerseits durch den Einbezug der inklusiven Pädagogik ein pädagogisches Praxisforschungsfeld, mit dem eine weitere, bisher eher vernachlässigte Strukturkategorie im Fokus stehe: ‚Ability‘.

Jürgen Budde, *Nina Blasse* und *Georg Rißler* unternehmen mit ihrem Beitrag den Versuch, das „unübersichtliche und vielfach verwobene Feld“ (S. 29) erziehungswissenschaftlicher (empirischer) Forschung, die die Konzepte Inklusion und Intersektionalität zusammenführt, „zumindest ansatzweise zu systematisieren“ (S. 29) und nach ihrem Gewinn zu fragen. Wie die Autor_innen herausarbeiten, erweisen sich dabei sowohl die Gegenstandskonstitution als auch die Forschungspraxis und die Datenanalyse als eine nach wie vor große Herausforderung. So gelinge es entsprechenden Studien bisher nur selten, über eine reine Beschreibung von Intersektionen hinauszugehen und dezidiert erziehungswissenschaftliche Fragestellungen einzubeziehen. Sowohl in der Intersektionalitäts- als auch in der Inklusionsforschung erfolge die Setzung von Kategorien im Forschungsprozess oft ungeachtet der sozialkonstruktivistischen Prämissen. Als Lösung wird vorgeschlagen, den Intersektionsansatz als Heuristik und zudem den weiten Inklusionsbegriff zu verwenden, da dieser eine fruchtbare Verbindung von Intersektionalität und Inklusion ermögliche.

Eine solche Kritik an den fehlenden Theoriefundamenten der Intersektionalitätsforschung nimmt *Wilhelm de Terra* zum Ausgangspunkt, um sich näher mit den erkenntnistheoretischen Grundlagen auseinanderzusetzen. Zur systematischen Unterfütterung des Verständnisses von ‚Kategorien‘ greift er auf die Theorie der „Geschichten & Diskurse“ von Siegfried J. Schmidt zurück. Betont wird dabei, dass die sogenannten Aktant_innen Kontingenz im Prozess der Kategorienanwendung bearbeiten und damit Setzungen vornehmen. Wenn aus einer intersektionalen Perspektive Kategorien als interdependent bestimmt werden, dann sind sie es nach de Terra, wenn sich die Aktant_innen synchron auf mehrere Kategorien beziehen. Anhand einer empirischen Studie zur Vergabe behinderungsspezifischer Ressourcen verdeutlicht er diese erkenntnistheoretischen Prämissen. Die Interdependenz der Kategorien ‚Behinderung‘, ‚Alter‘ und ‚Geschlecht‘ zeigt sich dabei sowohl anhand der quantitativen als auch der qualitativen Befunde. Abschließend stellt sich de Terra die Frage, ob die sogenannten ‚Torwächter_innen‘, die

über eine Ressourcenvergabe beispielsweise in sonderpädagogischen Förderverfahren entscheiden, damit auch soziale Ungleichheit als In- und/oder Exklusion reproduzieren.

Rahel More und *Viktorija Ratković* thematisieren in ihrem Plädoyer für eine ‚intersektionale Inklusion‘ ungleiche Machtverhältnisse und Prozesse der Veränderung sowohl in der Wissensproduktion als auch in der Wissensvermittlung. Ausgangspunkte ihrer Argumentation sind dabei zum einen die Disability Studies und zum anderen die Kritische Migrationsforschung. Für beide Ansätze ist neben einer Kritik an hegemonialen Setzungen und Herangehensweisen die politisch motivierte Selbst- und Interessensvertretung konstitutiv. Durch eine explizit feministisch-intersektionale Perspektive beabsichtigen die Autorinnen, für die bislang zum Teil noch nicht ausreichende Berücksichtigung der Strukturkategorie Geschlecht in beiden Forschungsfeldern zu sensibilisieren. Zentral für eine ‚intersektionale Inklusion‘, so die Autorinnen, sei die Reflexion von Privilegierungen und Marginalisierungen, sowohl im Bereich der Forschung als auch in der Lehre.

Im den Themenschwerpunkt abschließenden Beitrag von *Kerstin Bronner* geht es um die Praxistauglichkeit des Konzepts Intersektionalität. Untersucht werden dafür die Sichtweisen von Pädagog_innen aus zehn Einrichtungen der Sozialen Arbeit in der Ostschweiz. Im Rahmen von Praxiserkundungen stellte die Autorin das Konzept Intersektionalität zunächst dem Team der jeweiligen Einrichtung vor. Eine vertiefende Auseinandersetzung erfolgte durch das Ausfüllen eines Analyserasters, das auf konkrete Fälle anwendbar ist und für das Verhältnis von Intersektionalität und In- bzw. Exklusion sensibilisieren soll. Diskussionen mit den Pädagog_innen wurden ebenfalls geführt und zeigten, dass Mehrfachdiskriminierungen in der Praxis ein Thema sind, aber der Intersektionalitätsansatz selbst weitestgehend unbekannt ist. Allerdings wird er als durchaus erhellend und passend angesehen. Mit zusätzlichen Handlungsimplicationen wird das Konzept als praxistauglich eingeschätzt.

Offener Teil

Der Offene Teil dieser Ausgabe wird durch den Beitrag von *Lisanne Heilmann*, *Iddo Gal* und *Anke Grotlüschen* zu den ungleichen Effekten von Kompetenzen für Frauen und Männer eingeleitet. Vor dem Hintergrund, dass am Arbeitsmarkt Mechanismen greifen, die Frauen und Männer unterschiedlich positionieren und deren Erfolgchancen beeinflussen, prüfen die Autor_innen anhand von Datensätzen für 13 europäische Länder, inwieweit Kompetenzen von Frauen und Männern mit deren Positionen am Arbeitsmarkt korrelieren. Sie kommen dabei zu dem Ergebnis, dass ein Mehr an Fähigkeiten für Frauen – anders als für Männer – nicht zu höheren Positionen oder Einkommen führt.

In ihrem Aufsatz zum Gender Health Gap richtet *Karina Becker* den Blick auf die gesundheitliche Ungleichheit zwischen Frauen und Männern. Die Autorin kann zeigen, dass sich geschlechtsbezogene Ungleichheiten zuungunsten von Frauen nicht nur auf Verdienstnachteile und eingeschränkte Aufstiegsmöglichkeiten beziehen. Auf der Grundlage von quantitativen und qualitativen arbeitssoziologischen Untersuchungen wird darüber hinaus erkennbar, dass Frauen sowohl bei der Erwerbs- als auch bei der

Sorge- und Hausarbeit höheren Gesundheitsrisiken ausgesetzt sind und sich damit für die Arbeitswelt ein Gender Health Gap feststellen lässt.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Carolina Pia García Johnson* und *Kathleen Otto* steht die Bedeutung von illegitimen Aufgaben. Sie vertreten die These, dass diese eine versteckte Form geschlechterspezifischer Diskriminierung und Belästigung darstellen. Auf der Basis einer Querschnittstudie mit einer Stichprobe deutscher Psycholog_innen arbeiten die Autorinnen heraus, wie sexistisches Betriebsklima und illegitime Aufgaben zusammenhängen und welche Auswirkungen das auf die Arbeitszufriedenheit und die psychische Befindensbeeinträchtigung hat.

Unter dem Titel „Geburt im Spannungsfeld von Interaktion, Professionalität und Gewalterfahrungen“ geht es im Aufsatz von *Katharina Ameli* und *Lara L. Valdor* um die Erfahrungen von Gewalt im Kontext von Geburten. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Ökonomisierung des Gesundheitssystems, die sich auch auf die Geburtshilfe auswirkt, analysieren die Autorinnen am Beispiel eines Geburtsberichts, welche interaktionalen Prozesse Gewaltformen in diesem Zusammenhang beeinflussen und welche Interdependenzen sich mit der Professionalität von Geburtshelfer_innen ergeben.

Abgerundet wird das Heft durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.